



Bericht zum 20. Basler Renaissancekolloquium

am 3. Juni 2011

von Maike Christadler, Anja Rathmann-Lutz

«Epoche - Mythos - Konzept»

In ihrer Einführung in die Thematik des Kolloquiums griffen die beiden Initiatoren, Susanna Burghartz und Achatz von Müller, noch einmal auf die ursprünglichen Zielsetzungen und Fragen des BRK seit Herbst 2005 zurück. Der Konzeption beispielsweise Stierles (s. u.) folgend, sollte von Beginn an keine geschlossene Programmatik verfolgt, sondern die Vielheit und Offenheit des Renaissance-Begriffs in unterschiedlichen Terrainerkundungen ausgelotet werden. Es scheint, so ein erstes Resümee, dass zumindest „hiesiges Gelände“ inzwischen besser bekannt ist und die Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Begriffs durchaus auch auf weitere Gebiete ausgedehnt werden können (vgl. 6. BRK «Die Renaissance der Anderen?»; 21. BRK: «Renaissance décentrée - dezentrierte Renaissance»).

War «Renaissance» lange Zeit ein «einfacher in Basel entstandener Epochenbegriff», so soll der Begriff im Rahmen der BRK fruchtbar gemacht werden, indem die Trias «Epoche - Mythos - Konzept» in immer neuen Konstellationen aufeinander bezogen wird. Schon der Burckhardtschen Beschreibung des Renaissanceprojektes waren Poly- bzw. Ambivalenzen inhärent. Sollte einerseits eine Epoche historisch dargestellt werden, so diente sie andererseits als Spiegel für die Moderne, die wiederum als ganz andere und gleichzeitig ebenso brüchige Zeit wahrgenommen wurde. Dabei konzentrierte sich Burckhardt auf das Verhältnis von Individuum und Staat sowie Religion und Kunst, während Alfred Doren, seinen Versuch, in der Geschichte die Moderne zu finden und zu brechen, auf die Differenz von Kultur und Ökonomie ausrichtete, wobei insbesondere die Unterscheidung von Entwicklung und Fortschritt zum Tragen kam. Als drittes Epochencharakteristikum beschäftigte sich Aby Warburg mit dem Bild als Wissensträger. Aus seinen Untersuchungen zur Interaktion von Bild- und Textwissen entwickelte er die Idee der «Pathos-Formel» als vergessenes Moment der Moderne und bezog damit wiederum seine Gegenwart massiv in die Analyse der «Epoche» ein.

«Epoche» als «Anschauungsform» steht damit für das schwierige Wechselverhältnis von bezeichneter und bezeichnender Zeit. «Mythos» und «Konzept» wird «Renaissance» dort, wo die Präsenz verschiedener Zeiten und Zeitschichten die Relativität des linearen Erzählens verdeutlicht und die Epoche zu einem offenen, unabschliessbaren Projektions- und Präsenz-Raum erweitert. Als Modus, die Präsenz der Vergangenheit/Geschichte in der Gegenwart zu erzählen, bietet eine so verstandene Renaissance Gesellschaften die Chance selbstverständlich in Bewegung zu bleiben, Vergangenes präsentisch zu denken und «Gespenster» lebendig zu halten. Die Dauerpräsenz der Renaissance als Konzept und Mythos zeigt sich sowohl in neueren anglo-amerikanischen Ansätzen, die sich mit der

«materiellen Renaissance» und der Marktorientierung von Konsum und Mode beschäftigen, als auch in den unterschiedlichen Ausprägungen des Renaissancismus vom 19. Jahrhundert bis in die heutige Popkultur.

Karlheinz Stierle (Saarbrücken)

«Die Renaissance: Kulturpolitisches Programm und Epochenbegriff»

«Europa ist ein Chronotop. Seine Vergangenheit ist nicht vergangen, sie ist seine vierte Dimension.» (Stierle, Francesco Petrarca, 2003, S. 834) Mit diesem Zitat knüpfte Karlheinz Stierle unmittelbar an die in der Einführung aufgeworfene Frage der «Präsenz» an und definierte die «Fülle von Vergangenen, das gegenwärtig ist» als ein wichtiges Moment der europäischen Dimension des Renaissancebegriffs. Ausgeführt wurde diese These an Hand einer Kulturgeschichte des Renaissance-Begriffs, in der Stierle die Ergebnisse seines richtungsweisenden Aufsatzes von 1987 (RENAISSANCE. Die Entstehung eines Epochenbegriffs aus dem Geist des 19. Jahrhunderts, in: Epochenschwelle und Epochenbewusstsein, hg. v. Reinhart Herzog und Reinhart Koselleck, München) mit Erkenntnissen und Beispielen aus seinem Petrarca-Buch von 2003 ergänzte.

Am Anfang der Renaissance(n) steht nach Stierle die Selbstverortung Petrarcas in einer dunklen, illegitimen Zeit der «Mittelalters», die der damnatio memoriae verfallen müsse und an die sich nach einer resurrectio eine neue Zeit anschliesse. Zentrale Konzeption der alten Zeit ist das Modell der translatio (imperii, studii, religionis), eine Denkform, die im Zuge der Durchsetzung des Renaissancekonzepts ausgeräumt wurde. (Der Antagonismus von translatio und resurrectio dauerte allerdings bis ins 19. Jahrhundert an.)

Während allerdings die florentiner Petrarca-Rezeption des 15. und 16. Jahrhundert («Frühhumanismus») keine kulturpolitische Dimension hatte, lässt sich an der Verwendung des Konzepts «Renaissance» im Frankreich François' I. ein starkes kulturpolitisches Engagement feststellen, das von der Verachtung des Mittelalters und der dort entstandenen Literatur geprägt war und Italien als Vorbild sah, dem ein eigenständiges französisches Modell zur Seite gestellt werden sollte. Unter dem Einfluss neuer kultureller Paradigmen gegen Italien und Spanien wurde jedoch auch dieses im 17. Jahrhundert wieder ausgelöscht und durch eine Orientierung auf die frühe griechische Kultur ersetzt. Nachdem sich die «Lichtepoche» des 18. Jahrhunderts in Frankreich als die eigentliche Einlösung der italienischen Renaissance verstanden hatte, setzte sich in der Französischen Revolution und der deutschen Romantik ein Renaissancebegriff durch, der - gleichfalls an italienischen Texten (Ariost) orientiert - offen für die mittelalterlichen Traditionen war; parallel dazu wurde das Mittelalter als Epoche konstruiert und positiv belegt.

«Renaissance» als Epochenbegriff (la renaissance) lässt sich im Rahmen der Hinwendung der französischen Restauration zum 16. Jahrhundert seit den 1820er Jahren feststellen, in der unterschiedliche Koalitionen möglich wurden: einerseits konnten Mittelalter und Renaissance zur «französischen Klassik» versschmelzen, andererseits konnte die Renaissance gegen das Mittelalter positiv oder negativ abgesetzt werden.

Seinen - europäischen - Erfolg hat der Begriff schliesslich Jacob Burckhardt zu verdanken, der die französische Konzeption auf Italien übertragen und für Europa fruchtbar gemacht hat. Dass er dabei auch anderswo verfügbare, enger gefasste Konzepte wie «Renaissance in den Künsten» einband, wurde in der Diskussion des Vortrags ebenso betont wie die Offenheit des Konzepts, das seine Übertragbarkeit auf andere Räume und Zeiten ebenso wie seine Langlebigkeit zu garantieren scheint.

Anita Traninger (Berlin)

«Giovanni Pico della Mirandola und die Hybridität der Renaissance»

Am Beispiel des berühmten Textes von Giovanni Pico della Mirandola „De dignitate“ verfolgte Anita Traninger die Konstruktion des Gründungsmythos der Individualisierung und des Bruchs in der Renaissance-Forschung. Pico hatte den Text ursprünglich als Rede konzipiert, jedoch nie gehalten.

Die Rezeption seiner Schrift hat von dieser Funktion keine Notiz genommen, De dignitate vielmehr stets als Traktat über das ‚neue‘ Menschenbild gelesen. Doch zahlreiche rhetorische Wendungen geben die Funktion des Textes zu sehen, der bei Pico bewusst kryptisch gehalten und aus zahlreichen auch abgelegenen Quellen gespeist wird (chaldäische, orphische, hebräische, astrologische Schriften wurden von Pico heran gezogen). Erst in der Rezeption wird eine Diesseitsüberhöhung herausgearbeitet, aus dem Gebrauchstext (oratio mit Gelegenheitscharakter) wird ein Wiedergebrauchstext gemacht. Doch vor allem scheint die Forschung den gesamten letzten Teil des Textes nicht zur Kenntnis genommen zu haben, in dem Pico eine Apologie der Disputation in 900 Thesen formuliert. Dieser letzte Teil sucht nicht den menschlichen Ruhm, sondern ordnet Wissen in der Tradition der Scholastik. Auch ein Blick auf die Biographie Picos beweist, dass er in scholastischem Denken ausgebildet war und die scholastische Methode der Thesenbildung auch in De dignitate anwendet: Picos Schriften verwenden klassische Modelle entsprechend des Interesses, bzw. des Ziels das sie anstreben und können deshalb eigentlich nicht losgelöst von ihrer (rhetorischen) Form gelesen werden.

Otto Paul Kristeller nun sieht in seinen „Acht Philosophen der Renaissance“ (1964) die Abhängigkeit Picos von der Scholastik, er will die Renaissance jedoch als studia humanitatis etablieren und muss so die Dialektik als inadäquat und veraltet von der klassischen Rhetorik absetzen. Doch historisch gesehen bleibt die Dialektik bis weit ins 17. Jahrhundert gepflegt und Kristellers Kanon, der in der nachfolgenden Forschung meist als Epochencharakterisierung übernommen wird, ist für die Renaissance ungenügend. Es kommt zu einem antagonistischen Beschreibungsmodell, das eine starke Dichotomisierung von Mittelalter und Renaissance fördert und zudem zu einem epochalen Nacheinander führt, wo man eigentlich ein Nebeneinander konstatieren müsste. Selbst in der Mediävistik wird dieser auf diese Weise konstruierte Bruch übernommen - denn die Kritik stellt nicht die Epochenschwelle als solche in Frage, sie arbeitet sich allein an der Datierung ab und stimmt ein in den Kampf des Neuen gegen das Alte.

Um zu einer weniger antagonistischen Betrachtung und zu einer Überbrückung des Hiatus von Mittelalter und Renaissance zu gelangen, muss die Forschung der Gleichzeitigkeit bzw. der Interdependenz der Epochen ernst nehmen. Ideen und Methoden folgen unterschiedlichen Rhythmen der Veränderung; dort wo das Diskurssystem sich in der Renaissance verändert, geschieht das nur prozessual und nicht mit einem Bruch. Hatte die Scholastik die Vorstellung eines habitualisierten Könnens, so existiert dieses in der Renaissance - wenn auch nicht mehr ausschließlich - fort. Nicht das Gleichbleiben der Phänomene soll hier behauptet werden, sondern ihre Interferenzen. So muss die Disputation als Hauptmethode der Scholastik in der Renaissance ihre Spuren haben. Diese zu suchen könnte „Sockelbewegungen“ (Hübener) sichtbar machen, die eine sich verschiebende Kontinuität beschreiben lassen, die des Bildes des Bruchs nicht bedarf. So gelinge es eher, den Konstruktcharakter, die Spannungen und Konkurrenzen, die Ungleichzeitigkeiten eines Zeitraumes zu sehen, kurz dessen Hybridität wahrzunehmen. Diese Form der Analyse wird zudem immer die auch die Interaktion von Konstrukt und Konstrukteur berücksichtigen müssen, die das zu untersuchende ‚Bild‘ ebenso prägt wie die Phänomene selber.

Wolfgang Hagen (Berlin) **«Es gibt kein digitales Buch!»**

Hagens Vortrag, der zwischen der Faszination für die (neuen) medialen Möglichkeiten des Buches und dem Verlust der in ihm spezifischen verkörperten Kultur schwankte, handelte am Beispiel Montaignes von der Geschichte des Buchs. In einem längeren Abschnitt widmete sich Hagen der Rekonstruktion des „Buchglücks“, das Montaigne in den „Essais“ beschreibt und das mit dem Ort der Entstehung - das Schloss der Familie im Périgord - ebenso eng verknüpft ist wie mit den frühen Leseerfahrungen des kleinen Michel. Denn als einsamer und frühreifer Knabe liest er Ovids Metamorphosen (selbstverständlich auf Latein) mit derselben Glückserfahrung, mit der er den Turm seines Schlosses mit allen Büchern ausstattet, derer er habhaft werden kann. Diese Buch-Präsenzen führen schliesslich zu seinem eigenen Schreiben, zu den Essais. Doch zunächst ist Montaigne Leser, der durch das Sammeln und Vergleichen von Büchern die Dinge entlarvt. Während der Buchdruck dem Buch seine Identität gibt, konstituiert sich im Lesen das bürgerlesende Subjekt, das durch den Vergleich zum

Operator der Bücher wird. In der Präsenz der Bibliothek bildet sich die subjektive Kultur des Vergleichs aus. Diese spezifische Bibliothekserfahrung wird bei Montaigne zum unendlichen Buch, zur Editions-geschichte seiner *Essais*. Er selbst edierte zwischen 1580 und 1588 vier Fassungen seines immer wieder veränderten Buches und 1595, erst nach seinem Tod, erschien eine weitere Ausgabe mit 3000 Veränderungen, herausgegeben von Marie de Gournay, die zur Grundlage aller folgenden Wiederauflagen wurde. Wie kann ein digitales Buch eine solche Entstehungs- und Veränderungsgeschichte rekonstruieren, bei der es doch eigentlich keine gültige Fassung gibt? Ausgehend von dieser Wandel-Natur des Buches kam Hagen zum Buch der Natur, das zugleich Metapher und Bibel ist und dessen Buchform Luther 1532 als das letzte grosse Geschenk Gottes an die Menschen bezeichnen konnte. Schliesslich jedoch musste der Gedanke der Natur im Buch demjenigen des Buches im Buch weichen, das in der Literatur spätestens seit dem 19. Jh. zu einem unausweichlichen Topos geworden ist: DAS Buch schlechthin kann nie fertig werden! Hagens letzter Abschnitt widmete sich dem entmündigten Buch, das in MacLuhans Gutenberg-Galaxie zu einer Pathosformel geworden sei.

Es gebe, so Hagen abschliessend, kein digitales Buch. Denn diesem fehle eine materielle Spezifität und die ihm eigene Qualität als Unikat (in einer begrenzten Serie von Unikaten). Das Buch werde im digitalisierten Text aufgelöst, aus dem Kontext der Bibliothek genommen und das Lesen werde durch digitale - und häufig extern und unsichtbar überwachte (vgl. amazon Kindle) - Strukturen überwölbt. Die Subjekt-konstitution im Lesen sei verschwunden - und der einzige Kultur-gewinn der Digitalisierung sei die potentielle Zugänglichkeit der Texte im download. Immerhin. Eine kleine Frage würde sich die Rezensentin gerne gestatten: in welchem Verhältnis stehen Ovids *Metamorphosen*, der Turm des Schlosses und die Montaignesche Glückserfahrung? Gerne hätte sie hier eine genauere Anwendung der Kulturtechnik ‚Interpretation‘ gehört, die doch so eng mit der Leseerfahrung jeden aufmerksamen Lesers verbunden ist, Buch hin oder her.